



Hans-Alfred Girard

Aus den Erinnerungen eines alten Pfarrers

Hans-Alfred Girard, geb. 1920, Pfarrer im Ruhestand, Hymnologe und langjähriger Hymnologie-Lehrer, hat uns einen Text, den er 1989 geschrieben hat, zur Veröffentlichung zur Verfügung gestellt. Danke! In den 25 Jahren seither mag sich das eine oder andere geändert, vielleicht gar gebessert haben, vieles ist unverändert aktuell und beherzigenswert. Fussnoten vom Redaktor.

Aus den Dreissigerjahren

Eine Hauptschuld an meiner Sympathie für die Orgel trägt der erste Organist der 1936 errichteten Basler Johanneskirche, Felix Brodtbeck. Einige seiner hinreissenden Interpretationen von Werken von J. S. Bach, Buxtehude und Bruhns sind mir noch jetzt im Ohr, aber auch etwas anderes: Als Bestandteil von Eingangs- oder Ausgangsspiel oder als ganzes Zwischenspiel vermittelte er häufig einen einfachen Gesangbuchsatz, gern mit beiden Mittelstimmen in der linken Hand und farbiger c.f.-Registrierung in der rechten. Wer heute noch Gesangbuchsätze ausserhalb der Liedbegleitung hören will, muss – mit wenigen Ausnahmen – zu den Neuapostolischen gehen. Dort ist es sogar Vorschrift, dass innerhalb eines Gottesdienstes nur Gesangbuchsätze gespielt werden dürfen: manchen Gemeindeliedern zur Lust und etlichen Organisten zum

Gesangbuchsätze
als Orgelmusik.

Nachträgliche
Textunterlegung.

Sprechen, rufen,
singen und
musizieren.

«Frust».¹ Aber musikalischer Kunstwert des vorgespielten Kantionalsatzes hin oder her: Dieser ist auch ein Zeichen der Achtung vor der Aufgabe und dem guten Willen der Mitfeiernden.

Mein Vorschlag als Kompromiss zwischen verschiedenen begreiflichen Wünschen: Auf Eingangs-, Zwischen- und Ausgangsspiel werden in wechselnder Reihenfolge, je nach Bekanntheitsgrad der Lieder und andern praktischen und liturgischen Gesichtspunkten, die drei Stückarten verteilt: ein «freies» Orgelstück; eins von der Art, die im «Müngerschen Verzeichnis»² usw. als «choralgebunden» deklariert, aber vom Gemeindeglied selten als das empfunden wird; und ein Satz aus dem Orgelbegleitbuch, bei Eingang und Ausgang vielleicht attacca nach einer kontrastierenden Einleitung in derselben Tonart. Ideal für ein Ausgangsspiel wäre eine Kirchenliedbearbeitung im Wanderschritt – aber es mangelt an solcher Literatur.

Aus der ersten Hälfte der Vierzigerjahre

Ich bin im Aktivdienst, als Sanitäter bei der Füs.Kp. 11/99. Irgendwann und irgendwo singt einer der Infanteristen bei guter Laune «Frölein, händ Si mys Hündli gseh? Frölein, dä Kaib isch niene meh.» Das ist eine nachträgliche Textunterlegung zum Anfang einer damals international beliebten Marschmelodie. Das Prinzip, dass eine Melodie vom häufigen instrumentalen Gebrauch bekannt und beliebt werden kann und dann eine Textunterlegung willkommen wird, kann ein Organist zugunsten der Liederkenntnis der Gemeinde ausnützen. Dann sollte es in der Kirche freilich zu einem besonderen Aha-Erlebnis kommen: zum überraschten Staunen, wie gut die Melodie den christlichen Text deklamiert und deutet.

Aus der Mitte der Vierzigerjahre

Während meinen zwei glücklichen Semestern an der Zürcher Uni sagt uns Studenten ein Dozent, wir könnten von Pfarrer Breit in Witikon für unser Predigen viel lernen. Vom Inhalt der bei ihm besuchten Predigten habe ich keine bewusste Erinnerung mehr, aber davon, dass er dabei gerne in einen eigenartigen, fast psalmodierenden Tonfall geriet. Es gibt etwa Versuche, unserm Kirchenvolk das Psalmodieren von Bibeltexten beizubringen. Ich habe aber nie davon gehört, dass das ausserhalb von kleinen interessierten Kreisen gelungen wäre.

Zwischen dem einfachen Plaudern und vokalistischer Instrumentalmusik gibt es die von der Entfaltung des Lebens nahegelegten Zwischenstufen: Aus dem Reden entfaltet sich das Rufen, aus dem Ruften – nicht aus dem Brummeln! – das Psalmodieren, aus diesem die gesunde vokale Melismatik und das gesunde Liedersingen. Die Bibel sagt kaum jemals ausdrücklich, dass Engel singen. Diese «sprechen» und

1 Das scheint sich etwas gelockert zu haben: Ich habe neuapostolische Orgelschüler unterrichtet, die mit grosser Begeisterung Orgelliteratur von Bach, Buxtehude und vielen anderen für ihren liturgischen Dienst erarbeitet haben.

2 Fritz Münger: Choralgebundene Orgelmusik zu den Melodien des Schweizerischen Kirchengesangbuches, 1967. – Heute wäre dafür auf das vom Berner Organistenkollegen Martin Bieri geschaffene umfassende Verzeichnis «ricercare» zu verweisen (www.ricercare.ch).

«rufen». Mit diesem Hintergrund werden die Menschen zum Sprechen, Rufen, Singen und Musizieren aufgefordert: «Halleluja!» Dass der Pfarrer beim Beten und Predigen dank dem Lautsprecher im Plauderton bleiben kann, vergrössert die Unterbrechung in der natürlichen Entwicklungsreihe und entzieht dem Gemeindegesang und dem Orgelspiel wesentliche Grundlagen. Es deklassiert auch die gemeinsam betende und singende Gemeinde, deren «Anrufen» gegen die künstliche Verstärkung nicht aufkommen darf.

Aus der zweiten Hälfte der Vierzigerjahre

In einem Industriedorf der Ostschweiz, wo ich «verwese», ist es Brauch, dass während dem Eingangsspiel die Kirchenvorsteherschaft beim Pfarrer in der Sakristei versammelt ist und der Präsident für den Pfarrer und den bevorstehenden Gottesdienst betet. Während dem Eingangslied, das durch eine Tafel angezeigt ist, marschieren alle diese Männer durch die stehende Gemeinde hindurch an ihre Plätze vorn in der Kirche.

Vorbereitung auf den Gottesdienst ist nicht nur eine technische Sache.³ Wer von den für den Gottesdienst verantwortlichen «Funktionären» das Beten für ihn umgeht, kann auch mit dem Beten in ihm nicht so viel anfangen, mit dem still gedachten, dem gesprochenen und dem gesungenen.

Gibt es auch «georgeltes» Beten? Ich halte es für möglich; aber lange nicht jedes künstlerische Tun hat den Rang eines Gebetes, auch im Kirchenraum nicht. – Nicht erinnern kann ich mich daran, dass auch für die Organistin gebetet wurde. Schade. Ich glaube auch, dass heute viele Missverständnisse, Anklagen und stille Unzufriedenheiten zwischen Pfarrer(in), Organist(in) und Sigrist(in) vermieden würden, wenn wenigstens in der für jedes einzeln passenden Zeit das stille Beten für die beiden andern Funktionäre oder Funktionärgruppen und die Gemeinde gepflegt würde. Dass der eine oder andere Organist unmittelbar vor der Nervenbeanspruchung seines Amtes lieber eine ruhig-besinnliche Zeit für sich allein hätte, sollte man verstehen.

Aus den Fünfzigerjahren

Bei einer Trauung spielt der Organist als Zwischenspiel eine Melodie, die mit dem Text «Gott erhalte Franz den Kaiser» und noch mehr mit «Deutschland, Deutschland über alles» bekannt ist. (In amerikanischen Kirchengesangbüchern ist sie freilich auch zu entdecken.) Nachher erklärt er mir spontan und stolz, er habe der Braut, die ihre österreichische Heimat verlassen musste, eine Freude bereiten wollen. Ein Pfarrer kann sich häufig darüber wundern, wie seine Äusserungen falsch verstanden werden. Wie viel mehr droht das bei einer derartigen Wahl einer bekannten Weise ohne öffentliche Begründung!

Dass die Stückwahl an sich zu wenig kritisch überlegt war, dürfte klar sein. Aber von den Festtagen der Kirche abgesehen habe ich selten eine liturgisch gut begrün-

Vorbereitung auf
den Gottesdienst.

Liturgisch gut
begründete Stück-
wahl?

³ Vgl. Liturgie für die evangelisch-reformierten Kirchen der deutschsprachigen Schweiz. Taschenausgabe, Zürich 2011, S. 38. Dort wird ein gemeinsames Gebet der liturgisch Handelnden vor dem Abendmahls-gottesdienst vorgeschlagen.

dete und auch für die in der Orgelmusik nicht Bewanderten einleuchtende Stückwahl erlebt, auch dann nicht, wenn ein musikalischer Pfarrer beim Auslesen mitwirkte. Subjektive Kriterien, Vertrautsein und Liebhabereien geben den Ausschlag. Zur höchsten Organistenkunst zähle ich nicht nur die Tugend, die für die Lust zum Singen wichtige Pause zwischen Intonation und Begleitung keine Drittelsekunde zu lang oder zu kurz zu machen und sich beim Begleiten kein Rubato zu gestatten, sondern auch die Bereitschaft, sich die Gefühle der verschiedenen anwesenden Gemeindeglieder vorzustellen, ohne auf billige Anbiederung, auf Imponieren oder Schockieren aus zu sein – eine Problematik, die Pfarrer und Organist verbinden könnte.

Aus den Sechzigerjahren

An meinem Pfarrer-Einsetzungsgottesdienst im späten Sommer spielt der Organist zum Eingang einen Orgelchoral über «Vom Himmel hoch, da komm ich her». Der Stil erinnert mich an J. G. Walther. Die Wahl überrascht mich. Noch mehr verwundert mich, dass ein anwesender Kirchenmusiker nichts gemerkt hat. Nicht nur die Programmgestalter der TV-Sender, sondern auch Pfarrer und Organisten dürfen oder müssen häufig die Erfahrung machen: Was nicht erwartet wird, wird mit mehr oder weniger Mühe oder gar nicht vernommen. Ich sage «dürfen» an erster Stelle: Wie weit leben Pfarrer und Kirchenmusiker nicht von dem, was sie sind und was sie geben, sondern von dem, was eine gutwillige Gemeinde an Vorstellungen und Hoffnungen in sie hineinprojiziert?

Aus der ersten Hälfte der Siebzigerjahre

Bei der praktischen Abschlussprüfung eines zweijährigen kantonalkirchlichen Organistenkurses darf ich zuhören. Einige Laienorganisten haben an der grossen Münsterorgel ihr Können zu beweisen. Eine Examinandin, ehemals «im Kaufmännischen», jetzt Hausfrau, regt meine Gedanken in besonderem Masse an. «... Endlich: ... Herrlich: ... Mit einer solchen Orgelbegleitung möchte ich stundenlang Kirchenlieder singen: ... Da würde vielleicht sogar Adolf Brunner sein hartes Urteil über die Orgelbegleitung zurücknehmen! ... Dieser überlegene ruhige Schwung, genau im Takt, auch über die Pausen hinweg, richtig abgemessene Pausen zum Einatmen! ... Diese weiss, was unbeschwertes und unverkrampftes Singen ist! ... Wenn nur alle Organisten so begleiten würden: ...» In diesem Augenblick nähert sich mir eine ebenfalls zuhörende Berufsorganistin, mit grossem Entsetzen im Gesicht, und flüstert mir zu: «Wie cha men au so burschikos schpile!» Warum gelten Kirchenlieder bei vielen als freudlos, mühsam und langweilig? Es liegt nicht nur an den Melodieschöpfern und den Gesangbuchredaktoren. Sondern zum Beispiel auch daran, dass man selten einen nicht ganz bekannten Gesangbuchsatz so zum Anhören bekommt, wie er ohne mühsames Zusammensuchen von Text und Noten klingen würde. Dann auch daran, dass viele Gesangbuch- und sonstige Begleitsätze, besonders die neueren, «kräftig», das heisst verkrampft, verkünstelt und mühsam harmonisiert sind und die im 16. Jahrhundert noch vorhandene Anlehnung an feinhörige solistische Stegreifmehrstimmigkeit verlassen haben.

Im Weiteren kann sich ein Organist nicht über die musikpsychologischen Tatsa-

Was projiziert die Gemeinde?

Warum gelten Kirchenlieder bei vielen als freudlos, mühsam und langweilig?

chen hinwegsetzen, dass 1.) zwar das Rubato das Temperament des Solisten sein kann, aber 2.) der deutliche, fast starr eingehaltene Taktschlag – auch über die Pause zwischen Intonation und Begleitung hinweg – das Temperament des gegenseitigen Aufeinanderhörens, der gemeinsamen Unterstellung unter eine Ordnung und damit der Gemeinschaft ist, und dass 3.) eine Gottesdienstgemeinde am glücklichsten singt, wenn sie den Organisten als kameradschaftlichen Helfer ihrer Gemeinschaft und nicht als lautstarken Rubato-Individualisten und damit als Tyrannen erlebt. Auf welches Tempo kann sich eine Gemeinschaft am ungezwungensten einigen? Es gab und gibt Zeitmoden. Mit guten oder fragwürdigen Gründen konnte gebremst oder getetzt werden. Der Schöpfer hat in erster Linie zwei verschiedene Tempi in den Menschen gelegt: das des Pulsschlages und das des Wanderschrittes. Bei beiden ist eine gegenseitige Angleichung der Individuen möglich. Der Prozessionsschritt, im Gesangbuch mit Ausnahme von «All Morgen ist ganz frisch und neu» und «Allein zu dir, Herr Jesu Christ» leider in Achteln und Vierteln notiert, entspricht praktisch dem Pulsschlagtempo der Steh- und Sitzmusik. Wanderschritte pflegt man in Vierteln zu notieren, Pulsschläge in Halben. Diese beiden Tempi beglücken dermassen, dass man sie, aber zu Unrecht, geradezu als salopp empfinden kann, wenn ungewohnt.

Pulsschlag und Wanderschritt.

Aus der Mitte der Siebzigerjahre

In Kunstaussstellungen habe ich mich schon manchmal gewundert, wie ungeniert und ohne Absicht von Tadel oder Abwertung von dem und jenem bildenden Künstler gesagt wird, er sei Autodidakt. Nun komme ich mit einem Kunstmaler ins Plaudern, der Schüler einer Berühmtheit ist. Er sagt so nebenbei, die Sonntagsmaler seien die notwendige breite Basis für Spitzenleistungen und hätten darum Anspruch auf Anerkennung und Ermutigung seitens der ausgebildeten Künstler. Meine Seele ist platt und baff, und ich denke 1.): Das ist ja, so scheint's, wie im Sport, und 2.): Warum wohl gibt es das Entsprechende zugunsten der Sonntags-Kirchenmusikkomponisten nicht? Könnten diese nicht zum Nutzen der Kirche Besseres leisten, wenn sie nicht von vornherein als lästige oder lächerliche Figuren abgewehrt würden?

Sonntags-Kirchenmusikkomponisten?

Ich male selber nicht, war aber in den beiden letzten Sommern als Prinzgemahl der Organisatorin an einer Malferienwoche in den Alpen. Als Zuschauer habe ich mich in der beglückenden Atmosphäre der gegenseitigen Anerkennung, Ermutigung und gemeinsamen Freude an der Kreativität mitgefreut.

Aus der zweiten Hälfte der Siebzigerjahre

Ich sitze auf der Kanzel, sehe die Leute und höre ein für mich und die Gemeinde neues Eingangsspiel. Mitten in dem Stück kommt eine Folge von einfachen Akkorden, die frappant an ein bekanntes Kirchenlied erinnern. Merkwürdig, wie viele Köpfe da miteinander in die Höhe fahren. Dann aber geht die Musik anders weiter, und die Köpfe sinken wieder in den Ausdruck reduzierter Aufmerksamkeit zurück.

Ein Pfarrer sieht das. Auch kann er bei seinem Reden Ähnliches erleben. Ein Organist hingegen hat beim Spielen seine Aufmerksamkeit anderem zu widmen. Aber die Gemeinde hungert darnach, dass das Orgelspiel nicht nur eine Klangberieselung auf höherer Ebene ist, sondern zu ihrem Tun, zum Beispiel ihrem Singen, eine deutliche

«Geistliche
Schnulzen»

Beziehung hat. Freilich hat sie sich diesbezügliche Hoffnungen schon so ziemlich abgewöhnt. Aber «geistliche Schnulzen» sind zu einem Teil einfach darum populär, weil man sie so zu hören bekommt, wie sie zu singen sind, und es dazu keine barocken oder barockisierenden Orgelchoräle gibt.

Um 1980 herum

Aus einer Ortschaft im Kanton wird berichtet, an der ordentlichen Kirchgemeindeversammlung habe der Kirchgemeindepräsident beim Jahresrückblick gesagt: «... Wir danken auch unserer Organistin, welche unsere Gottesdienste so schön beorgelt ...»

Ein Positivum: Ein anerkennendes Wort bei dieser Gelegenheit ist leider immer noch nicht selbstverständlich. Aber der Ausdruck «beorgeln» macht auf die Frage aufmerksam, wie eng oder locker der Zusammenhang von Gottesdienst und Orgelspiel ist. Vor der Reformation haben lange nicht alle Kirchen Orgeln gehabt, und nach der Reformation ist dies Instrument nur langsam «hineingetröpfelt», im Schaffhausischen etwa von der Mitte des 19. Jahrhunderts an. Obwohl ich an zwei Orten die Initiative für eine neue Kirchenorgel ergriffen habe – das erste Mal sogar mit Erfolg –, gehören ein paar ganz instrumentlose Gottesdienste im Freien zu meinen schönsten Erinnerungen. Der Organist hat in jedem Gottesdienst aufs Neue zu beweisen, dass er einen wertvollen Beitrag zu diesem liefern kann; selbstverständlich wird das nie. (Dass ein Pfarrer einem Gottesdienst von Nutzen ist, wird übrigens auch nie selbstverständlich.)

«Autonome» Kunst – wirklich oder nur angeblich autonome – ist im Gottesdienst zu dürrig. Künstlerisch nach den Sternen greifen ist zu wenig. Nach der Hand des Nächsten greifen, in dem uns Christus entgegentritt, kann die schwierigere und grössere Kunst sein. Die grösste Krankheit an der heutigen Kirchenmusik besteht darin, dass eine Unterscheidung von «künstlerisch relevanter» und «Gebrauchsmusik» postuliert und hingenommen wird und angebliche Kriterien für künstlerischen Wert trotz Zeitbedingtheit verabsolutiert werden. Wenn die «Künstlerfreiheit» nicht Freiheit zur Gottes- und Nächstenliebe, sondern «Freiheit» von ihr ist, muss sie sich zuletzt gegen den Künstler wenden.

Von der theologischen Freiheit des heutigen reformierten Pfarrers ist Ähnliches zu sagen. Ich träume davon, dass Pfarrer und Kirchenmusiker entdecken, wie sie im Grunde unter ähnlichen oder denselben Nöten leiden und miteinander einen Weg als Christen und Realisten suchen könnten, ohne in den oft allzu bequemen Ausweg des Nichtverstandenseins und der gegenseitigen Anklagen zu geraten.

Aus den Achtzigerjahren

Nach einem Spitalaufenthalt verbringe ich eine Rekonvaleszenzzeit in einem schön gelegenen Kur- und Villenort und gehe an einem Sonntagmorgen in die altherwürdige Dorfkirche. Die rückwärtige Empore mit der Orgel drauf ist auffallend lang. Ich sitze unten, etwa unter dem Rückpositiv. Das Eingangsspiel scheint von einem guten Komponisten der Barockzeit zu stammen und wird sauber, liebevoll und lebendig gespielt. Nach der Intonation zum Eingangslied bricht die Katastrophe herein: Der Pfarrer brüllt grausig falsch das Kirchenlied ins Mikrofon, und mit verstärkter Grausigkeit brüllt

Wie eng ist der
Zusammenhang
von Gottesdienst
und Orgel?

Freiheit zur
Gottes- und
Nächstenliebe.

Die Katastrophe:
das Mikrofon.

es aus den Lautsprechern. Die Orgel höre ich fast nicht mehr, besonders wenn auf dem Hauptwerk anstatt auf dem hell klingenden Rückpositiv begleitet wird, und ich stelle auf schweigsam beobachtendes Erdulden um. Dabei stelle ich fest, dass der Organist oder die Organistin sich durch nichts vom korrekten Spielen des Liedes abbringen lässt. Gegen Ende des Ausgangsspiels steige ich zur Orgel hinauf, und frage den alten Organisten, was für Stücke er gespielt habe. Er führt mir auch mit Freude und Stolz ein paar Register vor. Die Orgel hat deren etwa dreissig, die in «meiner» doppelt so grossen Kirche halb so viel. Wie ich ihm ein Kompliment mache wegen seinen unentwegten Liedbegleitungen, seufzt er tief und sagt: «Jo ebe, dr Pfarrer het immer rächt.»

Es gibt also nicht nur stilles Heldentum, sondern auch weiterhin orgelspielendes, und als ich einige Zeit später in der «Katholischen Kirchenmusik» den bitteren Scherz las, am Orgelspieltisch sollte auch ein Schalter zum Abstellen des Zelebrantenmikrofon zu finden sein, kamen ökumenische Gefühle über mich. Ich hätte zwar zuweilen auch schon seufzen können: «Der Kirchenmusiker hat immer recht», aber interessanter als das blosses Klagen finde ich Versuche, möglichst sachlich und gerecht zu bleiben, obwohl ich dann riskiere, gleichsam zwischen den Schützengräben von beiden Seiten beschossen zu werden. Zum Beispiel:

1. Der Pfarrer liest und benutzt Texte aus einem Buch, in welchem viele Dutzend Mal «Singt dem Herrn!» und vergleichsweise selten etwas von Sonntagspredigten steht, obwohl es vom «Wort» und von der «Verkündigung» Grosses sagt und die «Lehre», zum Teil vielleicht nach dem Vorbild des Synagogengottesdienstes, als wesentlich für das Leben der Gemeinde ansieht. Belehren kann man jetzt auch über Bücher, Zeitschriften, Antennen usw.; aber fürs Singen, Sichberaten und Nachmahlfestern kommen wir mit Vorteil zusammen. Die Kirche bemüht sich um die Ausbildung der Kantoren und Organisten viel weniger als um die der Pfarrer, auch hinsichtlich der Stipendien. In unserer bedenklich kompliziert gewordenen Wirklichkeit ist es gewiss nicht sinnlos, theologische und Weltprobleme zu wälzen; doch es gibt auch Sabbatrecht und Sabbatpflicht des unbekümmerten Gotteslobes, das nicht Flucht, sondern Stärkung für den nächsten Anlauf sein soll. Wir sind eben immer noch auf dem Erdboden, und neben der Güte Gottes ist auch die Mangelhaftigkeit der Menschen eine kostbare Inspirationsquelle.

2. Dass ein Nur-Organist ein besserer Ersatz für einen Kantor sei und nicht nur ein wertvoller Helfer für ihn, war ein Irrtum des Zeitalters der Maschinen und der unterschiedslosen Unterordnung unters Einmannsystem. Orgeln reden nur indirekt und «kommen nicht in den Himmel».

3. Mit schlechter Kenntnis von Zweck und Inhalt des Gesangbuchs suchen Pfarrer Lieder, die «zur Predigt passen», obwohl manchmal ein ergänzender Kontrast zur Predigt oder Anpassung der Predigt an ein gutes Lied besser wäre. Mit schlechter Kenntnis von Zweck und Inhalt des Gesangbuchs wünschen Organisten vor allem Lieder, zu denen sie schöne Orgelchoräle kennen, obwohl abweichende Melodiefassungen die Gemeinde manchmal bloss verwirren oder zur Unaufmerksamkeit erziehen. Wissen wir noch, was ein Gottesdienst ist? Jedenfalls weder bloss ein eingerahmter Vortrag noch ein durch gesprochene oder mangelhaft gesungene Einlagen gestörtes Konzert.

«Singt dem Herren!» und die Sonntagspredigt.

Kenntnis von Zweck und Inhalt des Gesangbuchs.

4. Die Kirchenjahresordnung hat ihre Mängel, besonders vom Pfarrer aus gesehen. Aber ein besseres «Geländer» für die dauernde Zusammenarbeit von Pfarrer und Kirchenmusiker wurde bis dahin nicht gefunden. Sie ergibt einen natürlichen Rhythmus wie Pulsschlag und Wanderschritt, aber in der zeitlichen Vergrösserung des Jahreslaufs.

Sozusagen ein Epilog

Auf Verwandtenbesuch kann ich wieder einmal unter der Kanzel sein. Es ist in der Hauptkirche einer Kantonshauptstadt. – Beim Eingangs-Orgelspiel bin ich etwas verwundert. Ungefähr so stelle ich mir die Musik italienischer Durchschnittsopern des 19. Jahrhunderts vor. Nach dem Gottesdienst erkundige ich mich beim Kollegen, ob er Genaueres darüber zu erzählen wisse. Ja, der junge angehende Berufsorganist habe erklärt, etwas Zeitgemässes spielen zu wollen, und habe eine Melodie aus einem italienischen Wildwestfilm gewählt, und mehrere Gemeindeglieder hätten bereits spontan geäussert, wie gut ihnen das erste Orgelstück gefallen habe. «Einmal etwas anderes!» – Irgendwo und irgendwann habe ich gelesen, die italienischen Wildwestfilme seien besonders brutal und blutrünstig. Nun, die italienische Tomatensaftindustrie war ja nicht weit weg. Zu Hause hilft mein Sohn meiner mangelhaften Kenntnis zeitgemässer Kirchenmusik nach: Der betreffende Film heisse «Spiel mir das Lied vom Tod».

Liebe Organistinnen und Organisten, mein Herzenswunsch: Seid so gut und nicht so zeitgemäss und spielt mir das Lied vom Leben! Zum Beispiel «Christus, der ist mein Leben». Wenn einem zuhörenden Gemeindeglied der andere Text einfällt, «Ach, bleib mit deiner Gnade bei uns, Herr Jesu Christ, dass uns hinfort nicht schade des bösen Feindes List», die zum Beispiel Gottesdienstfunktionäre aneinander vorbeileben lässt, dann ist es auch kein Unglück. Vielen, vielen Dank: Amen, Halleluja!

Spiel mir das Lied
vom Leben!